



AUF DER SUCHE NACH DER VERGANGENEN ZEIT ÜBERLEBENDE BESUCHEN DAS AUSSENLAGER HELMSTEDT-BEENDORF

von Katja Hertz-Eichenrode

"Ich erinnere mich, daß ich ganz beeindruckt war, weil alles weiß war: die Decke, der Boden, die Wände, alles war aus Salz; wir gingen auf Salz. Das einzige, das nicht weiß war, waren die Maschinen, die Menschen, die elektrischen Drähte und die Lampen, die immer an und aus gingen." Gloria Lyon erinnert sich an den Salzstock "Schacht Marie" in Beendorf (Sachsen-Anhalt), in dem sie vor 50 Jahren, als 15jähriges Mädchen, arbeiten mußte: ein KZ-Häftling unter mehreren Tausend, die die SS ab Februar 1944 in das neuerrichtete Außenlager des KZ Neuengamme (Hamburg) nach Helmstedt-Beendorf verlegte, um sie dort unter Tage in der Rüstungsproduktion einzusetzen.

"Wir mußten sehr präzise Arbeit machen. Wir arbeiteten an großen Bohrmaschinen, obwohl wir keine Ahnung davon hatten. Die Meister, die uns die Arbeit zeigten, waren qualifizierte deutsche Arbeiter. Wir lernten aber nicht schnell, obwohl wir noch sehr jung waren. Es gab auch Unfälle: ein junges Mädchen verlor an der Maschine ihren Finger. Viele hatten Wunden an den Händen." Auch Krystyna Razinska kann sich an die Zeit vor 50 Jahren noch genau erinnern. Sie, Gloria Hollander sowie 10 weitere überlebende Häftlinge des KZ-Außenlagers Helmstedt-Beendorf kehrten im September 1994 zum ersten Mal wieder an den Ort zurück, der in ihrer Jugend einige Monate lang eine so wichtige, bedrückende Rolle spielte. Aus San Francisco, aus Polen und aus Frankreich sind die Frauen und Männer angereist: eine beschwerliche Reise, denn je näher sie dem Ort ihres Leidens kamen, um so lebendiger wurden die Erinnerungen wieder. "Es ist ein großes und schmerzhaftes Erlebnis, daß man ohne Beruhigungs-

mittel gar nicht ertragen kann." So hat Krystyna Razinska vor der Einfahrt in den Salzstock drei Beruhigungstabletten eingenommen; zwei ihrer Kameradinnen haben sich noch im Umkleideraum entschlossen, doch nicht mit hinunter zu fahren - die Beklemmungen, die sie fürchten, sind nicht nur die der dunklen Schächte unter der Erde, sondern auch die der wiederaufsteigenden Erinnerungen.

Die Förderanlagen des "Schacht Marie" sind noch die gleichen wie damals; die Glocke des Anschlägers gibt das Signal zur Abfahrt, rasselnd wird der Fahrstuhlkorb mit einer Gittertür verschlossen und dann geht es hinab, 360 Meter tief unter die Erde. Diese Fahrt in dem engen Fahrstuhl ist es, vor der sich Krystyna Razinska am meisten gefürchtet hat: dunkel sei es damals gewesen und naß und dazu die Schreie ihrer mißhandelten Kameradinnen.

Unten angekommen wandern die Blicke der Überlebenden in alle Richtungen, tasten sich die Wände und Gänge entlang auf der Suche nach den Erinnerungen und Bildern, die sie aus der Zeit vor 50 Jahren noch im Kopf haben. Für Serge Noizat aus Frankreich erfüllt sich mit dem Besuch in Beendorf und der Fahrt in den Salzstock ein langgehegter Wunsch, aber er muß feststellen: „Ich habe wirklich das wiedergefunden, was ich vor 50 Jahren hier gelassen habe. Man hat den Eindruck eines déjà-vu und trotzdem ist alles ganz anders." Und realistisch fügt er hinzu: "Genauso habe auch ich mich in den letzten 50 Jahren verändert."

Die beiden Salzstöcke "Schacht Marie" und "Bartensleben" bilden einen unterirdischen Komplex, der vor knapp 100 Jahren entstand. Zunächst wurden dort Kalisalze ge-

fördert, während des Nationalsozialismus wurde das Gelände im Rahmen der Kriegsvorbereitungen zunächst zur Munitionsanstalt umfunktioniert: oberirdisch wurden riesige Lagerhallen errichtet und auch in den unterirdischen Stollen wurde Munition gelagert.

Ab Frühjahr 1944 wurden Gebäude und Stollen dann von Rüstungsfirmen der Luftfahrtindustrie genutzt. Untertageverlagerung hieß die Maßnahme, mit der die Industrie und die NS-Führung den dauernden Bombenangriffen auf die Rüstungsproduktion zu entgehen versuchte. In dem Beendorfer Salzstock richteten die Berliner Askania-Werke und die ebenfalls aus Berlin stammende Luftfahrtgeräte Hakenfelde GmbH (eine Siemens-Tochter) unterirdische Produktionsstätten ein. Der Einsatz von KZ-Häftlingen war von Anfang an eingeplant, sowohl zum Ausbau der unterirdischen Stollen wie auch in der Produktion. Neuere Forschungen haben ergeben, daß über 4.000 Häftlinge, davon etwa 3.000 Frauen, nach Beendorf verlegt worden sind. Unter dem Druck der näherrückenden alliierten Truppen begann die SS im April 1945 die KZ-Außenlager aufzulösen; auch die Häftlinge aus Beendorf wurden unter unmenschlichen Bedingungen, in Viehwaggons zusammengepfercht, „evakuiert": die Männer nach Wöbbelin (Mecklenburg-Vorpommern), wo diejenigen, die bis dahin überlebt hatten, am 2. Mai 1945 von den Amerikanern befreit wurden, die Frauen nach Hamburg in dortige Außenlager des KZ Neuengamme, von wo aus ein Großteil von ihnen im Rahmen der "Aktion Bernadotte" vom schwedischen Roten Kreuz befreit wurde.

Der Ort Beendorf befand sich nach der Gründung der beiden deutschen Staaten



Ehemalige Häftling des KZ-Außenlagers Beendorf vor der Einfahrt in „Schacht Marie“ im September 1994. Foto: KZ Gedenkstätte Neuengamme

aufgrund seiner unmittelbaren Nähe zur innerdeutschen Grenze im Sperrgebiet. Fast 30 Jahre wurden im "Schacht Marie" Hähnchen gemästet; im "Schacht Bartensleben" richtete die DDR-Regierung 1981 ein Endlager für schwach- und mittelradioaktiven Müll ein - bekannt heute unter dem Namen Morsleben. Der "Schacht Marie" und die unterirdischen Stollen, die die beiden Schachtanlagen miteinander verbinden, wurden bis heute als Fluchtweg für das Endlager für radioaktive Abfälle Morsleben erhalten. Beide Schachtanlagen sind nach der Wende in den Besitz des Bundesamtes für Strahlenschutz übergegangen.

Bei dem Gelände, das die Überlebenden KZ-Häftlinge im Jahr 1994 wieder betreten, handelt es sich also um ein in vielerlei Sinn belastetes Gelände. Die Weiternutzung der Schachtanlagen nach 1945 erklärt auch, warum sich die Erinnerungen nicht mit dem heutigen Zustand decken. Die Stollen sind heute viel breiter und besser ausgeleuchtet, die Schienen und die Loren, mit denen damals herabgebrochenes Salz und Material

befördert wurden, existieren nicht mehr. Aber: "Die Erinnerung kommt Stück für Stück wieder, wenn man das hier sieht, das Ganze kommt einem alles wieder ins Gedächtnis zurück. Man kann sich wieder an Dinge erinnern, die man nur noch im Unterbewußtsein, fast vergessen hatte", so erklärt Jacques Derody die Wirkung, die der Besuch auf ihn hat. Schließlich steht die Gruppe dann an einer Stelle, an der auch diejenigen, die den Schacht noch nicht vor 50 Jahren kannten, spüren, daß die Vergangenheit greifbarer wird. Wir dringen ein in einen Stollen, der schmaler und niedriger ist als die anderen und zudem stockfinster - nur die Grubenlampen, die alle umgehängt haben und die Scheinwerfer der Fernsehteams erleuchten das Dunkel ein wenig. Plötzlich beginnt der Stollen sich sanft in die Tiefe zu neigen, das Licht der Lampen verliert sich im Dunkel. An diesen Stollen können sich alle ehemaligen Häftlinge erinnern: damals fuhren sie im "Schacht Marie" ein und mußten unter Tage die drei Kilometer lange Strecke bis nach "Bartensleben"

zurücklegen. "Wir hatten nur Schuhe aus Holz an den Füßen und wenn wir liefen, setzte sich der aufgewirbelte Salzstaub in unsere Wunden, die nicht heilen wollten", erinnert sich Gloria. "Ich machte mir Verbände aus einem Stück Stoff meines Kleides, um das Salz abzuwehren, später jedoch hat man mir gesagt, daß das Salz vielleicht mein Leben gerettet hat, weil es desinfizierend gewirkt hat."

"Jeden Tag dachten wir, daß wir unten bleiben und nie mehr rauskommen", erinnert sich Henryka Sadowska noch an die Angst, die die Häftlinge jeden Tag begleitete.

Und Jacques Derody erinnert sich an einige Russen, die nach einem Fluchtversuch zur Strafe Tag und Nacht im Schacht bleiben mußten. "Aber sie haben das nicht lange ausgehalten, vielleicht 40 Tage - dann sind sie gestorben."

Damals dauerte eine Arbeitschicht für die Häftlinge 12 Stunden, wir können heute nach gut 60 Minuten wieder ans Tageslicht zurück. Alle atmen erleichtert die frische Herbstluft ein, legen Helm, Kittel, Lampe



und Sauerstoffmaske (für den Notfall ...) wieder ab.

Über Tage ist von dem ehemaligen Lagergelände nicht mehr viel zu erkennen: die Holzbaracken, in denen zunächst die Häftlinge untergebracht wurden, sind abgerissen. Der aufgewühlte Boden zeugt davon, daß die Gemeinde Beendorf bemüht ist, ihr Gewerbegebiet zu erweitern. Das wirtschaftliche Interesse läßt nur wenig Raum zum Erhalt der wenigen baulichen Spuren. Die Fundamente der beiden großen Munitionslagerhallen, in denen ebenfalls tausende Häftlinge untergebracht wurden, stellen für die Gemeinde bisher keine historisch bedeutsame und damit erhaltenswürdige Substanz dar. Die Erinnerung der Überlebenden sprudelt jedoch immer gerade dort heraus, wo sie sich an erhaltenen Spuren festmachen kann. Verwirrt zunächst stehen die vier ehemaligen Häftlinge aus Frankreich auf dem Betonfundament, auf dem früher einmal „ihre“ Halle gestanden hat. Ein lebhaftes Gespräch entsteht, in dem jeder von ihnen Teile aus seiner Erinnerung beiträgt: wie in einem großen Puzzlespiel wird das Bild des "Blocks" (wie es damals im Lager hieß) wieder zusammengesetzt, und von Serge Noizat gleich auf einem Stückchen Papier festgehalten: wenn hier der Eingang war, dann kam dahinter die Küche auf der einen Seite, auf der anderen die Schalküche. "Hier war der Waschraum!", "...Und der Raum für die Kapos, die Vorarbeiter!" Jacques, der versucht, den Ort mit einem architektonischen Blick zu erfassen, führt fort: "Wir hatten dann den ganzen hinteren Teil der Halle, der als Schlafraum diente. Es war ein großer Saal, in dem Bettgestelle standen, diese üblichen dreistöckigen Betten, aus Holz, in denen Strohsäcke lagen, auf denen wir schliefen."

In dem weiteren Gespräch wird deutlich, daß die überlebenden Häftlinge, die heute hier das Lagergelände besichtigen, damals zu drei ganz unterschiedlichen Gruppen von Häftlingen gehört haben, die kaum etwas miteinander zu tun hatten. Da sind zum einen die Franzosen: sie waren im Erdgeschoß der Halle untergebracht, auf deren Fundament wir gerade stehen; ihre

Arbeit im Schacht bestand vor allem darin, neue Gänge und Kammern in das Gestein zu graben. Waren die Kammern und Hallen mitsamt der Maschinen eingerichtet, kamen die Frauen, die unter Anleitung der zivilen Meister in der Produktion arbeiten mußten. Die nichtjüdischen Frauen waren in der gleichen ehemaligen Munitionshalle untergebracht wie die männlichen Häftlinge, allerdings jedoch im Obergeschoß. Da die Halle an einen Hang gebaut war, befand sich der Eingang für die Frauen ebenfalls zu ebener Erde, aber auf der dem Eingang der Männer entgegengesetzten Seite. "Was dazu führte, daß wir keinen Kontakt mit ihnen hatten, außer wenn wir uns bei der Schachtein- oder -ausfahrt begegneten. Es war uns strikt verboten, mit ihnen zu sprechen", berichtet Jacques Derody. Noch einer anderen Gruppe gehörte Gloria Lyon an: die jüdischen Frauen waren separat in der Nachbarhalle untergebracht und hatten auch Arbeitsbedingungen, die sich in manchen Einzelheiten von denen ihrer nichtjüdischen Kameradinnen unterschieden: so galt z.B. das von der SS als Leistungsanreiz eingesetzte Prämiensystem für die Jüdinnen nicht.

Nur mit dem Wissen, daß die „Häftlingsgesellschaft“ eine aus unterschiedlichen Gruppen und innerhalb dieser Gruppen aus vielen Individuen zusammengewürfelte Ansammlung von Menschen darstellte, lassen sich auch die Erinnerungen eines und einer jeden Einzelnen heute richtig einordnen. So wird die ganze Tragweite von Glorias Aussage, daß ihr Beendorf als ein "annehmbareres" Lager erschienen ist, erst dann faßbar, wenn man weiß, daß sie, bevor sie nach Beendorf kam, schon in fünf anderen Vernichtungs- und Konzentrationslagern gewesen war, darunter Auschwitz-Birkenau, wo sie ständig den Anblick der Gaskammern und der Krematorien vor Augen hatte.

II. Die Beendorfer sind stolz darauf, daß sie schon zu DDR-Zeiten mit der Aufarbeitung der Geschichte des KZ-Außenlagers begonnen haben. Mehr oder weniger auf Privatinitiative, wie immer wieder betont wird, da die Lage des Dorfes im Grenzsperrgebiet dazu geführt hatte, daß es auf offizieller

Ebene kein Interesse gab an irgendeiner Form der Öffentlichkeit. Die trotzdem in den Jahren entstandene Sammlung von Dokumenten, Berichten und einigen Objekten aus dem Schacht verleiht Bürgermeister Friedrichs schon mal dazu, von dem "Museum" zu sprechen, das heute in einem Raum der Schule untergebracht ist. Hier soll auch in Zukunft die Geschichte des KZ-Außenlagers Beendorf der interessierten Öffentlichkeit nahegebracht werden; auf die Frage nach einem Mahnmal einer Gedenkstätte verweist Friedrichs zunächst auf das im Dorf gelegene Ehrenmal für die Opfer des Faschismus. "Die ermordeten Antifaschisten mahnen", lautet die Inschrift auf dem Stein, der inmitten bunter Blumenbeete steht, "kämpft gegen Faschismus und Krieg". Kein Wort vom KZ in Beendorf, das nur wenige hundert Meter von hier entfernt lag. "Den teuren Toten" steht auf den Schleifen der Kränze, die von der Gemeinde Beendorf und der örtlichen freiwilligen Feuerwehr während einer kurzen, merkwürdig formalistisch anmutenden Gedenkfeier vor den Augen der überlebenden Häftlinge niedergelegt werden. Einige nichtssagende, aber wohiklingende Worte schallen auf die Versammelten, unter denen sich vielleicht ein Dutzend Einheimische befindet, nieder. Viel weniger feierlich geht es wenig später auf dem Friedhof des Dorfes zu, wo sich im Schatten der Friedhofsmauer ein Massengrab befindet, in dem etwa 200 vor allem jüdische Frauen bestattet sind. Diese Tatsache muß der Besucher allerdings kennen, denn auch hier gibt es keinerlei Hinweis, weder auf die Herkunft und die Zahl der Toten, noch auf das KZ, keine Blumen, nur einige kärgliche Rhododendronbüsche. Leider wären in dem heißen Sommer alle Pflanzen eingegangen, heißt es entschuldigend - ein Blick auf die umliegenden, gut gepflegten und in vollem Blumenschmuck prangenden Gräber zeigt jedoch, daß die Hitzewelle nicht der einzige Grund sein kann für das Bild der Vernachlässigung, daß das Massengrab abgibt. Die Erinnerungsarbeit in Beendorf scheint sich bisher von den direkt historischen Orten ferngehalten zu haben. Dies sollte nach dem Willen der ehemali-



gen Häftlinge möglichst schnell geändert werden: die Errichtung eines Denkmals und/oder einer Gedenktafel in unmittelbarer Nähe des "Schacht Marie" und des ehemaligen Lagergeländes ist ein Wunsch, der in einem von den Überlebenden an den Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalts gerichteten offenen Brief geäußert wird. Nach weiteren Ideen zur Gestaltung einer Gedenkstätte in Beendorf gefragt, wird der Schacht genannt: dort würden sich die unmenschlichen Bedingungen, unter denen die Häftlinge leben mußten, am ehesten verdeutlichen lassen. Der Bürgermeister der Gemeinde Beendorf und auch die Vertreter der Stadt Helmstedt haben den Wunsch der überlebenden Häftlinge vernommen und versprochen, ihn in den jeweiligen Gremien einzubringen und zu diskutieren. Der abschließende Redebeitrag von Gloria macht allen noch einmal bewußt, daß es sich hierbei jedoch nicht um eine beliebig aufschiebbare Angelegenheit handelt. "Ich hoffe, daß dieser Traum noch zu unseren Lebzeiten realisiert wird. Ich sage dies, weil ich wohl eine der jüngsten unter den Überlebenden bin, und ich bin 64 Jahre alt. Wir haben schon so lange gewartet. Ich bin sicher, daß jeder der hier anwesenden Überlebenden gerne bei der Einweihung dessen, was auch immer Sie auch zur Erinnerung an Beendorf errichten, dabei sein möchte."

"Wissen Sie, in Hamburg haben die Regierenden Jahre gebraucht, bis sie uns Überlebende als Gesprächspartner akzeptiert haben; Sie sind gerade wenige Wochen im Amt und haben das Gespräch schon begonnen", diese Anerkennung wird Ministerpräsident Reinhard Höppner für seine Bereitschaft ausgesprochen, die Gruppe der überlebenden Häftlinge zu empfangen. Anders als viele seiner Politikerkollegen findet Höppner eindeutige Worte, als es um die Beziehung des „Dritten Reiches“ zur DDR-Herrschaft geht: "Wer sich genau erinnert, stellt fest, daß es nicht richtig ist, daß es sogar eine Verharmlosung der Verbrechen des 3. Reiches ist, wenn man diese Zeit automatisch gleichsetzt mit der Zeit der durchaus auch unterdrückten Ver-



Mahnmal im Ort Beendorf. Foto KZ-Gedenkstätte Neuengamme

hältnisse in der DDR. Der organisierte Massenmord im 3. Reich, diese geplante Vernichtung, mindestens aber Mißachtung menschlichen Lebens ist etwas Schreckliches und Unvergleichliches und hoffentlich Einmaliges in der deutschen Geschichte." In der Diskussion stehen die Fragen der Überlebenden im Vordergrund - wie wird in Deutschland die Geschichte an die Jugendlichen weitervermittelt? Ist das Aufkommen neonazistischer Ideen in Deutschland als eine ernsthafte Bedrohung anzusehen? Abschließend überreichen die überlebenden Häftlinge dem Ministerpräsidenten einen offenen Brief, in dem sie ihre Wünsche bezüglich des Umgangs mit dem ehemaligen Lagergelände in Beendorf äußern: Sicherung der noch vorhandenen baulichen Spuren des Lagers, Errichtung eines Mahnmals und einer Gedenktafel, systematische Erforschung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Häftlinge. Außerdem noch angesprochen auf das Ge-

denkstättenkonzept des Landes Sachsen-Anhalt, das als Schwerpunkt den Aufbau der Gedenkstätte "Deutsche Teilung" am ehemaligen Grenzkontrollpunkt Marienborn vorsieht (nur wenige hundert Meter von Beendorf, versichert Reinhard Höppner, daß dieses Konzept noch einmal überprüft würde: die historischen Proportionen dürften jetzt nicht aus aktuellen Emotionen heraus verschoben werden. Man dürfe nicht in den gleichen Fehler verfallen, der in der DDR begangen wurde, indem einseitig der kommunistische Widerstand herausgestellt wurde. "Ich glaube, das wird eine der ganz wichtigen Aufgaben sein, mit den verschiedenen Schichten der Geschichte so sorgfältig umzugehen, daß wir den jeweiligen Opfern, und die sind z.T. ganz unterschiedlichen Charakters gewesen, wirklich gerecht werden."

Katja Hertz-Eichenrode ist Mitarbeiterin der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und Vorsitzende des Fördervereins der Gedenkstätte.